

Gylholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Stjeldborg.

Sobald der Führer, der dem Aussehen nach ein echter Arbeitertypus ist, den Mund öffnet, schwellen wie von innerem Druck die Adern seines rotfleckigen Gesichts an. Seine Worte haben einen stimmungsvollen Klang, der fast mehr wirkt als die eigentlichen Worte, die er spricht, und mit besonderer Bucht betont er einzelne Ausdrücke mit einer agitatorischen Betonung, die aus voller Brust kommt. Seine geübte Stimme tönt über die Versammlung hin, daß seine Worte deutlich gehört werden bis an die äußerste Mauer des Kirchhofes:

„Wir sind hier versammelt, um unserem Arbeitsgenossen unsere Teilnahme an seinem großen Kummer auszudrücken. Wir bitten Sie, nicht vergessen zu wollen, wer das zu verantworten hat, was hier geschehen ist. Wir hoffen, daß jeder rechtschaffene denkende Mann und jedes Weib mit uns darauf hinarbeiten wird, solche Zustände zu schaffen, daß die Eltern nicht gezwungen sind, um der Beschaffung des trockenen Brotes willen ihre kleinen Kinder sich selbst, allen möglichen Zufälligkeiten und ihrem traurigen Geschick zu überlassen, auf daß Unglücksfälle, wie dieser hier, in Zukunft verhütet werden können.“

„Ja, das ist im Grunde richtig. Derlei muß eigentlich gesagt werden!“ bemerkt Pastor Hornum und reicht dem Führer zum Abschied die Hand.

Per Holt dankt; er läßt seinen Hut, der einen fettigen Rand hat. Dann hebt er den Kopf und blickt auf die tausend Männer hin, die ihm so nahe stehen, weil sie mit ihm fühlen.

Ein Funke kann im Nu zünden.

Per sammelt die vielen Blicke in seiner Seele wie in einem Brennpunkt.

Und seine Augen leuchten vor Stärke und Mut.

Ein Zug von Entschlossenheit liegt auf seinem Gesicht, während ihm der Sommerwind sanft durchs Haar streicht.

Eine Schar Gylholmer Häusler steht draußen vor den Häusern.

11.

Es besteht jetzt ein augenfälliger Unterschied zwischen Per Holt und den anderen.

Er sieht aus wie jemand, der viel erlebt hat. Der unklare und unklare Schatten flüchtiger Gedanken ist nicht mehr in seinem Gesichtsausdruck vorhanden. Sein Blick ist fest und ruhig wie der eines Menschen, der nicht bloß etwas weiß, sondern auch etwas will.

Die andern dagegen tragen kein Zeichen innerer Erlebnisse auf ihrer Stirn. Ihr Ausdruck zeugt nicht von starkem individuellen Leben, sondern zeigt nur den halbverwischten Allgemein Ausdruck, mit Augen wie betaute Scheiben.

Per ist magerer geworden, aber desto deutlicher treten die scharf gemeißelten Linien seiner kräftigen Züge hervor. Der fest zusammengepreßte Mund gibt seinem Gesicht eine straffe Haltung. Und in zwei tiefen Falten, die von den Nasenflügeln bis an die Mundwinkel hinunterlaufen, liegt viel Bitterkeit verborgen.

Es ist ein Sonntagmorgen. Und der Sonnenglanz liegt auf allen jungen Sprossen und Knospen und dem frischgrünen Roggen der Gylholmer Felder. Auch auf den roten Dächern und weißen Mauerflächen des Schlosses.

Bei den schmutzig grauen Arbeiterhäusern wird durch das strahlend helle Licht die Armut nur noch augenfälliger. Hier und da kommen Frauen zum Vorschein mit nackten Armen, die mager und vertrocknet sind, mit spitzen, roten Ellenbogen. Sie hängen Lafen und ausgewaschene Lumpen zum Trocknen auf die Büsche und eilen wieder hinein. Und dort, wo die Männer stehen, hängt ein beslehtes Unterbett, auf das die Sonne brennt.

Per hält in seiner linken Hand ein Exemplar des „Sozialdemokraten“ und mit dem Rücken der Rechten schlägt er auf das Papier und sagt: „Bitte schön, Ihr könnt es selber lesen! Hier steht es mit deutlichen Buchstaben — bitte!“

Man antwortet ihm „Ja-a“, „Sawohl“, „A-aber“.

„Wir brauchen uns hier ja nur umzusehen. An die gesegnete Gottesgabe, die hier vor unsern Augen liegt“ — Per deutet mit der Hand hinaus auf die Felder — „davon könnten wir Kätner zu Hunderten leben, wenn wir nur dürsteten, aber jetzt gehört alles einer Familie!“

„Wir andern leben aber doch auch, Per,“ bemerkt der große Paul.

„Leben!? Seine Kühe leben auch; denn er kann sie nicht entbehren. Und uns muß er auch am Leben erhalten, damit seine Felder bestellt werden können. Aber ich glaube kaum, daß er einen großen Unterschied macht zwischen uns und seinen Tieren. Er häßelt wahrhaftig seine Hunde und Pferde mehr als uns, von seinem Wild gar nicht zu reden!“

Bei diesen Worten zeigen die Gesichter der Häusler ein mehr oder minder deutliches Lächeln der Bestätigung. Niels Kön nickt beifällig, und Palle steht mit offenem Mund da und hört stark interessiert zu.

„Ja, und wenn solch ein Mann dafür nun irgend etwas ausgerichtet. Aber was tut er für uns? Er ist uns überall im Wege. Und was tut er für das Land, solch ein Mann? Mehr als andre Leute etwa? Wie?“

„Für das Land? Ja, was zum Teufel soll er für das Land tun?“ Der rote Jens stößt die Worte hervor und blickt die andern an, als wollte er sagen: was meint er damit?

Aber Jakobus tut sich wichtig: „Da weiß ich doch, daß er die hohen Steuern bezahlt. Dafür muß auch jemand da sein!“ Er schießt überlegen nach Per hinüber, als wollte er sagen: was sagst Du nun dazu?

Alle sehen Per erwartungsvoll an.

„Ach du lieber Himmel! Das bißchen Geld.“

„Du bist mächtig flott geworden, Per,“ ruft einer unter allgemeiner Heiterkeit.

„Glaubt Ihr, es könnte mit dem verglichen werden, was wir andern bezahlen können, wenn Gylholm in Dörfer umgewandelt würde? Und hier wäre ausgezeichnete Platz dafür! Die könnten hier so nett liegen, ein Dorf neben dem andern mit Hunderten von Menschen!“ Per spricht, als ob das, wovon er redet, wirklich da vor seinen Augen läge. „O ja, der Mann könnte großartig entbehrt werden, Jakobus!“

„Ja,“ sagt Niels Kön bestimmt und nickt, und Palles Augen glänzen und hängen voll Bewunderung an Per.

Jakobus schiebt die Unterlippe vor und spitzt den Mund, als dächte er eifrig nach.

Der große Paul richtet seine steife, knochige Gestalt empor, aber langsam, als müßte sie mit Vorsicht behandelt werden, damit sie in den Gelenken nicht zerbreche: „Ja, aber die Macht, Per? Sie sind die Starken und werden die Starken bleiben!“

Da dreht sich Per wie ein Wirbelwind herum und schwenkt den „Sozialdemokraten“: „Gerade darum müssen wir zusammenhalten, damit wir auch stark werden können. Seht die Arbeiter in der Stadt an! Es ist ja nicht lange her, daß Ihr sie hier draußen gesehen habt. Die halten zusammen! Dort ist Stärke! Ueber die ganze Welt geht die Organisation der Arbeiter!“

Bei den Worten „über die ganze Welt“ strahlen Per's schwarze Augen, und einen Widerschein davon gewahrt man auch in den Augen der andern.

Da beginnt Jakobus mit dem Kopf zu wackeln und alle sehen ihn an.

„Nun will ich Euch mal was sagen. Die Mächtigen, die jetzt leben, die haben die Hand am Krug. Aber bei den Sozialisten werden wohl auch welche mächtig werden, und dann legen sie e, hol mich der Satan, die Hand am Krug! Da weiß ich nicht, was das beste ist.“ Er sieht sich selbstbewußt um.

„Ja, das wird, weiß Gott, auch nie anders werden,“ sagt der rote Jens überzeugt und abwehrend. Und plötzlich verzieht sich sein rotes, brutales Gesicht zu einem verschmitzten Lächeln und er ruft: „Und wir haben ja auch Karten und Weib und Branntwein — was zum Teufel sollen wir denn noch mehr, ha, ha!“

Per antwortet: „Derlei kannst Du gern für Dich behalten. Und ich will Dir nur sagen, daß Dein Gewäch . . . ja, das ist wirklich danach!“ lachelt er höhnisch.

Da wird Jenz krachbürtig. „Du bist, Gott verdamme mich, bis jetzt wohl weder Pastor noch Papst geworden!“ ruft er und tritt näher heran. Unwillkürlich ballt er die Fäuste. Doch Per runzelt die Brauen und blickt ihn fest, be- zähmend an.

Da ertönt eine schrille scharfe Weiberstimme, die die Männer veranlaßt, sich umzudrehen. Es ist Volette. „Naß Du auf Deine eigenen Hören und Deine eigene Sau- wirtschaft!“ ruft sie und dann fliegt ein Blechtopf als Geschütz von einem Hausgiebel zum andern. „Hab Dank fürs Leihen, Du alte Sau!“

Die Männer wenden sich wieder ab, als hätten sie derlei so oft gehört und gesehen.

Krän Sowz bemerkt, daß die Lentestube, seitdem der neue Verwalter da ist, ganz hübsch hergerichtet ist. „Und die Kost ist ja auch viel besser. Und diese Arbeitsafforde, die er für uns eingerichtet hat, die müßten doch eigentlich auch zu unserm Vorteil sein, meine ich. Das alles muß doch des Kammer- herrn Wille sein!“

(Fortf. folgt.)

Ça ira!

Zum 18. März.

Das deutsche Volk besitzt nicht als höchstes Nationalfest den Er- innerungstag der Revolution, aus der seine bürgerliche Freiheit erwuchs. Die Feier der Revolution von 1848 ist nur ein melan- cholischer Gedenktag an eine verlorene Erhebung, der das Volk nicht gewachsen war; und da inzwischen das deutsche Bürgertum längst zum Feinde übergegangen und an das „Mißverständnis“ der Barri- kadenkämpfe des 18. März nicht mehr erinnert zu werden wünscht, hat das Proletariat die Hut der Märzgräber übernommen, indem es seiner weltgeschichtlichen Aufgabe dient, aller Blut zu ehren und zu schütten, die für die Freiheit starben — durch Arbeit und Opfer für die ganze Freiheit der Zukunft.

Aber daß das deutsche Bürgerrecht nicht in einer siegreichen Revolution wurzelt, das erklärt die Sonderbarkeit des politischen Schicksals des deutschen Volkes, das nach mehr als zwei Menschen- alteren nicht in den Verband der europäischen Demokratie hinein- zuwachsen vermochte und noch immer den widrigen, vorgezeichneten, ja fast widergeschichtlichen Kampf gegen die Mächte des Vormärz zu führen hat.

Gleichwohl, auch jene zerronnene Revolution war Revolution. In den paar Frühlingswochen des Jahres 1848 erlebte doch auch das deutsche Volk einmal jenen unbändigen Schaffensrausch des Glaubens an die eigene Kraft, in dem alle Dinge auf einmal mög- lich zu werden scheinen. Damals klang in den Herzen und Hirnen der Millionen der stürmende Ahyhismus der Zauberformel, die in vulkanischen Zeiten in der Menschheitsgeschichte auftaucht: *Ça ira*. Es wird schon gehen. Und es ging! Was Jahrzehnte, Jahr- hunderte verweigert hatten, gewann über Nacht Gestalt. Kein Betteln mehr und kein Feilschen um winzige Zugeständnisse, kein Altes- schmierern und Bureaukratisieren. Man wollte, man forderte — das Ganze. Man wagte den „Sprung ins Dunkle“ (wie die Finster- linge warnen!), der doch in Wahrheit immer der Sprung ins Helle ist. Der gebildete Untertan war plötzlich ein selbstbewußter Bürger geworden. Zwar nicht ganz und nicht alle; und daß der beständige und gebildete Bürger vor der Clementarkraft des russigen Prole- tariats sich ängstigte, die Furcht vernichtete seine eigene Freiheit. Dennoch es war eine große Zeit, deren lebendiger Atem auch heute den Dunst verzagter Werttags zu verreiben instande ist.

Wer einmal die deutschen Zeitungen aus dem ersten Quartal 1848 durchblättert, wer namentlich die Parlamentsakten des kurzen Freiheitsommers studiert (die wenig beachteten der deutschen Einzel- staaten sind gehaltvoller als die Rhetorik der Frankfurter Pauls- kirche!), der gewinnt sofort eine unzertrennbare Anschauung des wilden Jahres, das unsere Schulen in einer Vöbelaufruhr, unsere Literatur in eine Krähwinkelposse zu fällen suchte.

Als das Jahr 1848 begann, war das Gefühl eines unterirdischen Grossens und Tollens schon vorhanden. Aber wie mattherzig und feig ickleicht nun die Zeit in der gehobelten und gefausten Presse. Die Schweizer Bewegung ängstigt zwar nur die Herrschenden. Aber noch drohen die Fürsten, noch winfelt das Volk um allerhöchste Gnaden, noch erschöpft man sich in höfischen Huldigungen, und, wenn die Majestät sich herabläßt, irgend ein winziges Zugeständnis zu machen, begeistern sich die Zeitungen für die „königliche Gabe“, für den „großherzigen Entschluß eines edelsinnigen Monarchen“. Als sich Anfang des Jahres in Berlin die Mitglieder der ständischen Aus- schüsse zur Beratung eines Strafrechtsbuchs versammelten, beschwört sie die Presse, ja alles zu vermeiden, was über ihre Kompetenzen hinausginge. Bayerische Blätter dichten edle Züge des Königs Ludwig, dem dann der Märzsturm die Krone vom Kopfe weht:

„Dieser Tage begegneten einige Nummen (Bözlinge) Sr. Majestät dem König, welcher bemerkte, daß mehrere ungeachtet der bedeutenden Mäße, keine Mäntel trugen. Auf die an einen derselben darüber gestellte Frage lautete die Antwort: sie hätten leider keine und auch die Mittel nicht, sich welche anzuschaffen. Se. Majestät der König ließ hierauf spätere Ermüdung ein- ziehen, und es wurden sogleich auf allerhöchsten Befehl 14 neue

Mäntel zur Verfertigung für eben so viele Nummen bestellt, welche deren bedürftig sind.“

Eine Adresse der Darmstädter Zweiten Kammer der Stände an den Großherzog beginnt: „Eurer Königl. Hoheit fühlen wir, Aller- höchst ihre getreuen Stände der zweiten Kammer, zu dem anfrich- tigsten Dank verpflichtet, daß Allerhöchste sie auch diesmal uns zu unserem neuen Beruf in erhabener eigener Person einzuführen gerührt haben.“ In der Thronrede zur Eröffnung der württembergischen Ständeversammlung führt der König diese Sprache: „Die all- gemein bekannnten Vorfälle in der Schweiz, herbeigeführt durch scharf entgegenstehende Parteien, bis zum Bürgerkrieg entflammt, mußten auch für die Nachbarländer einen gefährlichen Einfluß aus- üben. Deutsche, durch die Gerichte verfolgte Verbrecher sammelten sich in jenem Lande, suchten Vereine mit ihren Landsleuten zu stiften, sowie uns durch Schriften revolutionären Inhalts zu überstimmen. Jedes auch sonst so schlechte Mittel wurde versucht, um Aufregung und Unzufriedenheit zu verbreiten. In diesem Zustand, der etwas gefährlich für uns wie unsere Bundesnachbarn ist, werde ich mich mit allem Vertrauen an meine getreuen Stände als diejenigen, die an der Spitze unseres Volkes seinen Sinn und seine Denkart aus- sprechen. — Wenn die Einwirkungen von außen stärker hervortreten sollten, so werden Sie meinen unerschütterlichen Mut, der wie einst gegen die Feinde unseres Vaterlandes, jetzt — nach beinahe 32jähriger Regierung — gegen Störer unserer inneren Ruhe mit eben der Festigkeit und Entschiedenheit an Grundsätzen anstreben sehen. In Vereinigung mit Ihnen, im Geiste unserer Verfassung handelnd, gehe ich mutig den Stürmen unserer Zeit entgegen.“

Und dann der ungeheure Umsturz: Das Münchener Vorspiel des Haberfeldtreibens gegen das Königliche, das dann der Galan so schände öffentlich den Häschern als vogelfrei überantwortete, die Pariser Februarrevolution, Wien, der 18. März in Berlin — die Völker hatten ihre alte Sprache vergessen und reden in neuen Tungen. Reden nicht nur, sondern handeln. Die Wiedergeburt der Welt — das ist das überwältigende Gefühl.

Zu der bayerischen Kammer berät man Ende März die Adresse an den neuen König, den man sehr eindringlich und ohne in Demut ersterbende Floskeln anredet; eine sehr bescheidene Anerkennungs- phrase für den abgedankten „acht deutschen“ Ludwig erregt sogar Anstoß. . . .

Das preussische Volk empfängt unmittelbar nach dem absoluten Regiment eines seit jeher wahnsinnigen Fürsten das allgemeine Wahlrecht, das zudem so völlig gleich ist, wie es seitdem weder das Deutsche Reich, noch dessen Gliedstaaten bis zur Stunde wieder erobert haben. Die preussische Nationalversamm- lung, in der eine Minderheit auch die hohe Höflichkeit einer Adresse an den König zum ersten Male ablehnt, interpellierte gleich in einer ihrer ersten Sitzungen den Kriegsminister über die Armee. Man lese die Rede des Abg. Jung: „Die preussische Militärver- fassung in der Art, wie sie von Scharnhorst vorge schlagen worden, war eine der volkstümlichsten Institutionen, aber trotzdem ist daraus das unvolkstümlichste Militär vielleicht in ganz Deutschland hervor- gegangen. Die Gründe hiervon suche ich . . . vorzugsweise darin, daß der Soldat ein besonderes Geseß hat und nicht das des Bürgers teilt. Am 18. März haben wir die traurigen Folgen dieser Trennung des Soldaten vom Volke gesehen. Wir haben Szenen der Barbarei erlebt, vor denen ein zivilisiertes Volk zuriickschäudert. Wir haben gesehen, wie die Soldaten den wenigen Offizieren, die den Mut und die Menschlich- keit hatten, der Mißhandlung Wehrloser entgegenzutreten, nicht ge- horchten. Eine solche Barbarei ist nur aus dem bisher befolgten Prinzip, der Trennung der Soldaten vom dem Volk und dem Leben des übrigen Volkes herzuleiten. . . . Die Disziplin ist gerade durch diese Trennung des Soldaten vom dem Bürger, von dem bürger- lichen Geseße in diesem Tage auf das bedauerlichste gestört worden. . . . wir haben gesehen, wie die Soldaten die Gefangenen mißhandelt haben, wie Kriegesreserven die Bürger beleidigt und die Axt abgerissen haben. . . . Es sind seit dem 18. März viele Fälle vorgekommen, daß Offiziere verfeßt wurden, weil sie sich Petitionen anschlössen. . . . Es sind ferner Fälle vorgekommen, daß höhere Offiziere zu ihren Truppen Reden gehalten haben, worin sie dieselben nach aller Kraft vom Volksleben zurückzuhalten und in ihnen einen feindseligen Geist gegen die Richtung der neuen Zeit künstlich zu er- halten streben.“

Diesen Angriffen weiß der Kriegsminister nichts anderes ent- gegenzusetzen, als die Beteuerung, daß die Armee durchaus keine reaktionären Tendenzen zeigt, und wo einzelne Fälle sich zeigen sollten, würden sie von ihm durchaus mißbilligt.

Am 2. Juni interpellierte der Abgeordnete v. Berg in der preussischen Nationalversammlung über das Einschreiten der bewaff- neten Macht. Keinem Menschen wäre es damals eingefallen, daß dies eine innere Angelegenheit der obersten Kommandogewalt sei. Es genügte dem Interpellanten nicht, daß eine Zivilbehörde die Weisung haben sollte, das Heer zu requirieren. Einem Ge r i c h t s- beamten allein sollte das Recht zustehen, die Anwendung der bewaffneten Macht zu verfügen, und, nicht solche Behörden, die ihrer Natur nach Behörden der Willkür sind, wie die der Polizei und der Militärbehörden“. Der Minister des Innern beeilte sich zu ant- worten, daß darüber eine gesetzliche Regelung erfolgen müßte. Am zweckmäßigsten sorgten die Gemeinden selbst für Aufrechterhaltung der Ruhe, durch Einrichtung von Bürgerwehren.

In einem eben erschienenen Büchlein über „Die Flucht des

Prinzen von Preußen", in dem die Aufzeichnungen eines Majors im Stabe des Prinzen veröffentlicht werden (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer), spiegeln sich ebenso lebhaft die Stimmungen der Nacht über vom Vorwärts. Alles ist Angst, Ratlosigkeit und Mut gegen den "Pöbel", das "Gesindel" der Barrikade. Sehr komisch, wie dieser Prinz Wilhelm, verkleidet, kassiert, auf allen möglichen Umwegen sich nach Hamburg flüchtet, um endlich auf englischem Schiff sich sicher zu fühlen. Dieser Offizier, der immer wieder die Schlawheit des Königs bedauert und zürnt, daß Friedrich Wilhelm IV. nicht mehr Blut in den Minusteinen Berlins fließen ließ, schildert auch den "widertwärtigen Zug" der Leichen zum Schloßhof, dem der König und die Königin, der "wahnsinnigen Forderung" des "Pöbels" folgend, zusehen mußten. Und der Augenzeuge überliefert das Wort der Königin: "Nun fehlt bloß noch die Guillo-tine".

Dann aber zerriß die Revolution der Gegenjag der Klassen. Und über die frischen Gräber der Märzgefallenen hallten die Kommandorufe der Soldateska. Das alte Gend lehrte verdoppelt zurück. Und man verlor wieder den Glauben an das Ca ira. Das schrien jetzt die anderen, indem sie es auf ihre Weise verdeutschten: "Beste druff!"

In der Barrikadennacht.

Von Clara Viebig.

Von den Kirchtürmen läuteten die Glocken Sturm. Durch die Lüfte zog ein Geschrei. Es tobte durch Berlin. War das die Stadt, die eben noch eine Illumination geplant hatte für den Abend aus Freude über gewährte Gnaden? Waren das noch Berliner, die gutmütigen Berliner, die jetzt schrien: "Verrat! Zu den Waffen! Man mordet das Volk! Barrikaden, Barrikaden!"

Die Kaiser-Franz-Grenadiere, die mit gestülptem Bajonett das Volk, das in die Schloßportale drängte, zu seinem König wollte, zurückgetrieben hatten unter Trommelwirbel, über den Platz, über die Kurfürstenbrücke wie eine wehrlose Herde vor sich herjagt — hatten geschossen. Zwei Schüsse nur, und keiner hatte getroffen.

"Soldaten haben geschossen, auf ihre Brüder, die Bürger, geschossen! Militär zurück! Barrikaden — sie haben geschossen!" Ein wütendes Rachegeheul stieg zum Himmel auf. Wer achtete noch darauf, daß vom Schloßbalkon eine weiße Fahne geschwenkt wurde, daß einzelne Besonnene sich durchdrängten, sich Schöße zu verschaffen suchten und fast weinend fluchten: "Ein Mißverständnis, ein unglückseliges Mißverständnis!" Man hatte geschossen, aufs Volk geschossen!

"Dreißig Jahre gedrückt wie 'n Vieh,
Runter mit den Hunden der Monarchie!
Blut soll fließen im deutschen Land
Für das deutsche Vaterland!"

Gellende Schreie, Gepolter, Gebrüll, prasselnder Hagel von Steinen, entsetztes Kreischen. Und Trommelwirbel, dumpfer Kontrabass, Kommandorufe, Flintengeknatter. Dazwischen die Stimmen der Glocken. Sturm! Sturm!

Heraus mit den Eingesperrten aus der Stadtvogtei, heraus mit den Schuldgefangenen aus dem Ochsenkopf! Heute ist ein jeder willkommen, heißt Mitbürger, Bruder! Sturm! Auf zum Sturm!

Durch die Straßen lief Luise Witte. Wo es am tollsten zuging, da drängte sie hin. Wo es am heißesten tobte, da war er sicher zu finden, er, der Starke, der Mutige! Denn daß er kämpfte, des war sie sicher; er war ein Held. Er war feiner wie ihre Brüder, die die Mutter erst hatte antreiben müssen: "Raus, raus mit Euch, küchtig mit ran, sie schießen auf Bürger, der zahlt ihnen heim!" Dem Albert hatte die Mutter die alte Flinte in den Arm gedrückt, dem Karl die Art, die beim Herde lehnte, ums Holz zu spalten, in die Hand gesteckt. Nein, er war einer, den man nicht anzutreiben brauchte — sie schießen aufs Volk —; wo geschossen wurde, da war er!

Luise war fortgestürzt; vergebens hatte die Mutter ihr nachgeschrien: "Ladwiese! Ladwiese, bleib Du man hier!"

Nach der Junkerstraße war Luise zuerst gelaufen; die Haustür stand offen, kein Mensch war daheim, ein alte Frau nur guckte aus einer Tür, schlug sie aber gleich ängstlich zu, und ein Kind weinte. Wie ein stöbernder Wind fuhr Luise durchs Haus; heute traute sie sich, nach ihm zu rufen. Sie schrie seinen Namen, sie klopfte an alle Türen, niemand meldete sich. Er war fort, gewiß fort mit dem Studenten. Daß ihm nur nichts geschah!

Eine plötzliche Angst überfiel sie. Eine Angst, nicht um sich: was bedeutete sie? — heute noch weniger als je zuvor. Sie ahnte dunkel die Größe der Stunde. Aber für ihn fürchtete sie.

Schon hörte sie den ersten fallen sehen, an der Ecke der Jäger- und Oberwallstraße. Eine Barrikade war dort errichtet von umgestürzten Wagen, eine große gelbe Postkutsche streckte die Räder in die Luft, und ein Omnibus; Möbel waren aufeinander getürmt, ein schwarz-rot-goldener Felsen wehte herunter. Mit Trommelschlag rüdten Soldaten heran. Da war der erste gemordet worden. Ob er von einer Kugel getroffen war, von einem Bajonettschlag durchbohrt, das hatte Luise nicht sehen können; sie sah ihn nur hinten-über fallen, zwischen die Brüder herab, die mit Flinten und Weilen,

Dolchen und eisernen Stangen, Revolvern und Knütteln, Papierert und Hämmern, Spießbuden und Grabbeilen, Pistolen und Stoddegen, mit allerlei Waffen zu Schuß, Sieb und Stich auf den Knien lagen hinterm Berbau.

War er hier? Unerforschend schlüpfte sie näher, so nahe als möglich. Hier mußte er weg, hier war's zu gefährlich! Jetzt hatten die Soldaten die Barrikade erreicht, jetzt rissen sie sie auseinander, vor den Angreifern sprangen die Verteidiger auf. Hier war's nicht mehr zu halten — noch ein paar Schüsse ins Blaue hinein —, dann weg, vor den Soldaten her zu einer neuen Verchanzung geflüchtet.

Nein, hier war er nicht dabei! Ganz ruhig sah Luise sich um. Sie war die einzige, die gelassen stand unter all denen, die liefen. "Mädchen, weg hier, biste denn toll?" Ein Mann mit Weil und rostiger Stange mühte sich, sie mit sich fortzugiehen. Sie riß sich los.

Aus den Fenstern rief man ihr zu, man winkte, eine Haustür öffnete sich ihr — sie schüttelte stumm-verneinend den Kopf. Sie mußte ihn ja suchen.

Und sie stieg über die Trümmer der Barrikade, ging so gelassen weiter, als sei sie gefeit. Hatte sie ihn denn nicht schon oft, ach, so oft gesucht?!

Wie eine Nachtwandelnbe ging sie durch den Tumult, die Blicke immer geradeaus gerichtet. Das Haar wehte ihr, ihre grobe Schürze — sie hatte gerade die Stube geschauert, heute am Sonnabend — hatte sie sich nicht Zeit genommen, abzubinden, und in Pantinen kam sie daher. Um den Hals hatte sie kein Tüchlein geschlungen, weiß und mollig leuchtete er nackt über dem ärmlichen Kleid.

Sie rannte jetzt nicht mehr, sie ging langsam und suchte spürend. Wo ein Geschrei erscholl, strebte sie hin.

Auf der Kurfürstenbrücke wurde mit Kartätschen geschossen. Dort standen Soldaten; in die Königstraße feuerten sie ununterbrochen hinein. Das Pflaster der Straßen war aufgerissen, von den Dächern flogen Steine, Glascherben, Ziegel, Pfannen, Dachziegel und Schieferplatten wie dichter Regen. Drähte waren unten querüber gespannt, Waschleinen, Stride aller Art, und Gräben aufgeworfen. Bretter, Balken, Haustüren, Tonnen, Mehljäder, Sirupfässer, Wollballen hoch aufgestapelt; Betten dazwischen gestopft und Matrasen und Erde zum festen Wall.

Es wurde dämmerig. Hier kam Luise nicht durch. Sie wandte sich um. Ein wilder Jubel scholl ihr ins Ohr, johlend wurde vom Schloß her ein Mann getrieben, ein Herr in Frack und Zylinder. Er beilte sich sehr, den hohen Hut hatte er tief in die Augen gedrückt, seine Schöße flaggten halb abgerissen. Vor ihm ein johlender Haufe, hinter ihm ein johlender Haufe. "Nationaleigentum" war ihm auf den Buckel geheftet — sie taten ihm nichts. Luise lächelte; das Berliner Kind empfand selbst heute das Komische.

Am Köllnischen Fischmarkt lochte ein Feuer. Es brannte vor der Barrikade des Köllnischen Rathauses. Hier war es ernsthaft. Durch die Breite Straße vom Schloßplatz her kam Trommelgerassel; Infanterie rückte vor. Mit Pech getränkte Holzschette warfen flackernden Schein, der Abend war die von Qualm und Rauch.

Hier war er sicher zu finden! Geschmeidig wand Luise sich heran, sie schlüpfte von Haustür zu Haustür. Vor dem Militär her huschte sie die Breite Straße herauf. Ihr galten ja nicht die Schüsse von der Barrikade, die die Straße schloß. Etwas war in ihr, das sie keine Furcht empfinden ließ. Sie fühlte unklar, kaum sich selber bewußt: da oben waren Freunde, Brüder, Menschen, die wie sie liebten und litten, sich freudig für etwas zum Opfer brachten.

Und was konnten ihr die Schüsse anhaben, die jetzt auch hinter ihr knallten?! Pah! Die hölzerne Pumpe da hatte es abgefriegt, eine Kugel mitten in den Bauch.

Von der Neumannsgasse her rief man die Verirrte an: "He, pst, Sie, rechts rum, hier rein, hier!"

Luise hörte das gar nicht. Immer näher kam sie der Barrikade, in ihren Pantinen, mit ihrem wehenden Haar.

Der Holzstoß lochte höher, jetzt — ah! Es ward auf einmal ganz hell.

Auf der Freitreppe des Hauses von Konditor d'Heureuse stand ein Jüngling, der schlug auf einer Trommel immerfort Wirbel. Es war ein Student im verschürzten Rock, in Kanonenstiefeln, um die Hüften hatte er eine schwarz-rot-goldene Schärpe geknüpft.

War das nicht sein Freund, der Student aus der Junkerstraße?

Der war's, ja, ja! Das Gesicht drehte er freilich weg — aber solches Haar hatte er, blond, langlodig unter dem tiefgeschlehten Cerevis. Und er winkte einem anderen zu, der dort oben auf einer Tonne stand, groß und stark, in der blauen Arbeiterbluse, die Brust frei. Eine Fahne schwenkte er in der einen Hand, in der anderen Hand hielt er einen Degen: "Ihr Brüder, kämpft für die Freiheit! Freiheit, Freiheit!"

"Freiheit!" Luise stieß einen hellen Ruf aus. Da war er ja. Im Flammenschein glühte sein Angesicht. "Freiheit!"

Sie rief es ihm zu. Hörte er sie? Sah er sie?

Es lärmte, es toste. Glocken läuteten, dröhnten, forderten stürmend zur Freiheit auf. Eins war sie jetzt mit ihm in der Freiheit da oben, und mit ihm so vereint eins auch mit all denen da, eins mit dem ganzen Volk. Vergessen waren ihr ganzes früheres Leben, ihre Wünsche und Hoffnungen, vergessen Mühfal und Plage, Schmerz und Freude, alles, was vordem ihr Herz bewegt. Jetzt war sie frei. Jetzt war sie nicht dieselbe Luise mehr,

Am morgens ging, Kinder wickeln und abends Windeln waschen. Es hob sie etwas höher und höher, sie wurde von Flügeln getragen. hinauf!

„Freiheit, Freiheit!“ Sie hob beide Arme in ihrer Ekstase, sie stürzte vorwärts. Es fuhr ein Flammenstrahl ihr entgegen — vor ihr Schiffe, hinter ihr Schiffe — „Freiheit!“ — sie wollte es noch einmal janzhend fohren, da bohrte eine Kugel sich ihr in die Kehle, in den nackten, weißen, molligen Hals. Und auch in den Rücken traf sie ein Schuß.

Sie richtete sich fergengerade hoch auf, sie stand noch Sekunden, sie breitete ihre Arme weit — dann fiel sie.

„Ein Frauenzimmer!“ Ein Schreckschrei erhob sich hüben und drüben. Die Soldaten stakten im Vormarsch. Ein Frauenzimmer! Der Offizier rechte den Degen: „Halt!“

Von der Barrikade sprangen einige herunter, man ließ sie ruhig los mühen in die Straße rennen, sie hoben das Weib aus dem Bolle auf. Auf seinen Armen trug der Große, der vordem die Fahne geschwenkt hatte, sie ins nächste Haus.

Eine Sentinelle hatte sich im Kölnischen Rathaus geöffnet, der alte Gymnasialdirektor, der hier seine Wohnung hatte, nahm die Verwundete auf.

„Luije Witte war nicht verwundet, sie war tot. Ihr blondes Haar schäufte blutig den Boden, vom weißen Hals herunter ließ es rot auf den Flu.“

Mitleidig sah der Mann in der blauen Mütze ihr ins Gesicht. Sie war ihm fremd, aber es zuckte ihm heiß durchs Herz, als wäre sie die Seine. Er hob die Hand wie zum Schwur. Und dann stürmte er wieder hinaus auf die Barrikade, seine Faust packte fest die rote Fahne, er hielt sie hoch: „Zur Freiheit, ihr Brüder!“ kämpft für die Freiheit, rächt das vergossene Blut!“

Salven knatterten, Kartätschen feuerten, Trommeln wirbelten, die Garde-Grenadiere rückten zum Angriff vor.

Das Kölnische Rathaus war erobert. Die ganze Stadt. Eine Nacht war vergangen, wie Berlin noch nie eine gesehen hatte. Eine Nacht voll verkäuflicher Mondesprache, eine Nacht voll Linde und Milde, und doch eine Nacht so schrecklich, daß ihre Schrecken niemals vergessen sein werden.

Es war still geworden im durchstohren Berlin. Geschützdonner und Raschgeschrei schwiegen. Heute war Sonntag, heute war kein Kampf mehr. Man hatte Frieden gemacht. Der König hatte Befehl gegeben: die Truppen zogen ab, das Militär räumte Berlin. — Es war ein langer, langer Zug, der dem Schloß sich nahte; niemand wagte, ihn zurückzuhalten.

Sie trugen ihre Toten. Die ruhten auf den Bahren, mit entblösten Wunden, grüne Zweige schmückten sie.

Schweigend lag das Schloß mit verhangenen Fenstern, als seien seine Augen müde, noch mehr zu sehen.

Durch die Portale strömte die Menge in den inneren Schloßhof. Sie stellten die Bahren da nieder. Niemand wehrte ihnen, kein Lakai, und auch kein Soldat war mehr zu sehen. Jetzt waren die Toten hier Herr. Da lagen sie frei. Auf ihre blassen Gesichter schien goldene Sonne.

Keine Klage, kein Weinen. Nur bei jeder Bahre, die niedergelegt wurde, nannte eine Stimme laut den Namen des Toten und wo er gefallen war.

„Luije Witte. Bei der Barrikade am Kölnischen Rathaus,“ sagte eintönig hart eine Weiberstimme.

Selbst die, die eigenes Leid beugte, blickten jetzt auf: da war ein Weib, sie trug mit an einer Bahre. Eine kleine rundliche Frau. Wie kam sie dazu? Auf der Bahre lag ein junges Mädchen. Man hielt den Atem an, man drängte heran. Gott das auch gekämpft zwischen den Männern, das junge Ding? O nein, sicher nicht. Aber es war doch getroffen worden — wehe, wehe! Das blonde Haar hing um sie her; ein Gesicht war's, fast kindlich. Ein Totengesicht, das lächelte.

Ein Schauer überließ die sich Drängenden, sie wichen zurück. Es raunte, es murmelte, erst nah, dann ferner; in empörten Wellen pflanzte sich's fort. Und dann plötzlich der Ruf: „Der König muß kommen, er soll die Leichen sehen!“

Ein gellender Schrei von hundert, von tausend Lippen: „Der König soll's sehen, der König, der König!“ Wenn er nicht kam, nicht kam auf der Stelle, dann trug man ihm die Toten ins Zimmer hinaus.

Da war der König. Er war erschienen mit bleichem Gesicht auf der inneren Galerie.

Die Witte hob mit hartem Arm die Bahre hoch, sie war stärker als ihr Mann und ihr Albert am anderen Ende. Hier war sie, die Mutter, die ihre Tochter gesucht hatte die ganze Nacht, sie erst gefunden hatte, als es längst Tag war. Ihre Luije, ihre brave Luije, ihre arme Luije, die vom Leben noch nichts gehabt hatte als lauter Arbeit. Hier war sie, die Luije, hier!

„König, hier!“ Laut gellte der Mutter gewaltiger Anruf. „Out ab!“

Der König entblöhte das tiefgejunkte Haupt, und mit ihm zog alles Volk den Hut. Frauen fielen weinend aufs Knie und verhüllten sich das Gesicht.

Alles Laute verstummte. Es ward eine Stille, so unendlich

groß, daß ein Biendchen zu hören war, daß sich sammend verhaßt hatte. Wie die auf den Bahren, die für ewig Schweiggamen, waren auch die Lebenden. Der Atem stakete; die Zeit stand still.

Diese lebendige Schilderung der Märznacht steht in Clara Viebig's Roman: „Das Eisen im Feuer“, dem wir sie mit Erlaubnis des Verlages Egon Fleischel u. Co. entnehmen.

Kleines Feuilleton.

Unter den Kulisien des Kubismus. allerlei Unterhaltendes über die Entstehungsgeschichte und die Geheimnisse des heute soviel besprochenen „Kubismus“ wissen die Pariser „Annales“ zu erzählen. Zwar haben die eifrigen Kunsthistoriker die Welt belehrt wollen, daß kein Geringerer als Dürer für den ersten Kubisten anzusehen sei, aber den wahren Ursprung des Kubismus hat man nach unserem Gewährsmann in den — Pariser Plasterarbeiten zu erblicken. Die weisen nämlich niemals ab, und unterwegs sieht man in der französischen Hauptstadt zu Hunderten und aber Hunderten die wohlbekannten kleinen Holzwürfelchen herumliegen. Eine Gruppe von Künstlern soll nun diese Würfel eines schönen Tages zu einem Unterhaltungsspiel benutzt haben. Sie zeichneten ihre Kulisie in willkürlicher Anordnung auf ein großes Blatt, setzten sich um dies herum und erörterten die Frage: Was stellt das dar? Nach kurzem Grübeln erklärte der eine der versammelten Maler die Zeichnung für den Hafen von Marseille. Aber nein! meinte ein anderer: das ist ja die Schlacht von Balmy. Vielmehr Freudegunde, berichtete ein dritter, und ein vierter sprach sich gefühlvoll dahin aus, daß er in diesen Würfelgruppen das Bildnis seiner früheren kleinen Freundin erkenne. Da jagte das weise und verehrte Haupt dieser Künstlergruppe: „Keine Herren, Sie sehen, die Holzwürfel stellen dar, was man will. Wir brauchen also bloß noch Holzwürfel zu malen, um wahre und echte Bilder zu machen, die gleichfalls alles darzustellen werden, was man will.“ Und so ward der Kubismus erfunden.

Die neue Richtung brachte nun ein Gesetzbuch. Ihr Solon wurde der Maler Le Fauconnier. Eines Tages fragte den Propheten ein Freund nach seiner Meinung über die Leistungen eines bekannten Kubisten, Albert Gleizes, der damals gerade in den Ausstellungen zahlreiche Bildnisse vorführte. Der Meister antwortete mit Nachdruck: „Gleizes ist kein Echter — er malt ä h n l i c h!“ Der große und endgültige Theoretiker des Kubismus aber wurde erst Jean Metzinger, der die Formel er fand, der Maler müsse die „integrate“ Darstellung der Gegenstände geben; auch dürfe er nie vergessen, in das Gesicht einer Dame, die er in Vorderansicht male, eine Nase in Profilansicht zu setzen, und schließlich sei er verpflichtet, dem verehrungswürdigen Publikum zu gleicher Zeit das Unten und Oben, das Vorn und Hinten der Dinge zu zeigen. Selbiger Metzinger erregte durch einen Akt, den er im Herbstjahre 1910 ausstellte, und der aus einem Haufen Dreiecken, Fünfecken, Achteckern und dergleichen mehr bestand, erhebliches Aufsehen. Das fassungslöse Publikum glöhte jumpy und verwundert auf diesen wirren Haufen von Farben und Formen, als sich plötzlich ein allerliebste Fräulein durch die Menge drängte, neben das Bild stellte und das verduzte Publikum fest mit den frohlichen Worten anredete: „Das bin ich ganz, was?“ Es war das Modell dieses kavitischen Meisterwerkes.

Hygienisches.

Die Hygiene der Geistesarbeiter. Die Summe der Arbeitsleistung erheischt zunächst eine zeitliche Begrenzung. Das Maß der Arbeitskraft ist individuell äußerst verschieden. Die Ermüdung macht sich bei dem einen schon nach kurzer Zeit, bei dem anderen erst nach langer Tätigkeit geltend, auch bei demselben Menschen verschieden je nach Art der Leistung und dem Aufgelegtsein zur Tätigkeit. Durchaus schädlich ist es, wenn die Mahnung dieses Sicherheitsbedarfs durch Reizmittel (Kaffee, Tee, Tabak) ausgegalltet wird. Die tägliche Berufsarbeit soll auf acht Stunden bemessen werden, wie Dr. Engeler in Düsseldorf durch eingehende und umfassende Feststellungen bestätigt. Wichtiger als die Dauer der Arbeit ist die Art der Arbeitserledigung. Ruhige, gleichmäßige, ungezwungene Arbeit ist nur förderlich für die Gesundheit. Nicht die Summe der Arbeit zehrt an der Nervenkraft, sondern überhastetes Arbeiten, zumal, wenn es sich mit feilschen Erregungen verbindet. Das Tempo der Arbeit steht im umgekehrten Verhältnis zur Lebensdauer, Lebensleistung und Lebensgenuß. Erzwungene Arbeit ist gesundheitschädlich, dagegen Arbeitsfreude hygienisch wertvoll. Schnelles konzentriertes Arbeiten bedeutet Vermeidung von Kraftvergeudung. Die durch richtige Arbeitsmethodik gewonnene Zeit sei der Erholung gewidmet. Die Zeit der täglichen Erholung werde benutzt zum Aufenthalt in frischer gesunder Luft, zu Muskelübungen durch mäßig betriebenen Sport, namentlich Rudern und Schwimmen. Auch vernünftiger Lebensgenuß ist zur Frischhaltung des Geistes notwendig, jede Abwechslung in angenehmer Beschäftigung dient zur Erholung der im Berufsleben angestrengten Geistesfunktionen. Neben der täglichen Erholungszeit sind zeitweise längere Erholungspausen zur Gesunderhaltung der Nerven notwendig. Die Forderung, acht Stunden Schlaf, ist eine Durchschnittsregel, doch hat der Geistesarbeiter acht Stunden Schlaf unbedingt nötig.